

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 3 (1913)

**Heft:** 49

**Artikel:** Der Grossrat

**Autor:** Schibli, Emil

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643081>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 · 1913

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochendchronik“  
... Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern ...

6. Dezember

## □ □ Die Beichte.\* □ □

Ein Pfarrherr, behäbig und gemessen,  
hat wacker getrunken und tapfer gegessen;  
Er setzt sich in den Beichtstuhl bequem,  
Daß er seinen Schäfchen die Sünden abnehm'.  
Durch die lachenden Bilderscheiben bricht  
Blau, rot und gülden das Sonnenlicht  
Und streift mit dem Gliederflaumenwedel  
Ehrwürdens kahlen rosigen Schädel.  
Er denkt: „ich pfleg ein Weilchen der Ruh“,  
Zieht das Beichtstuhlvorhänglein zu  
Und nickt auch über ein Kurzes ein.  
Am Beichtstuhl wartet der Sonnenschein  
Und läßt auf die grauen Sandsteinfliesen  
Vergnüglich die Farbenbänder schließen.  
Die Linden vor der Kirchentür  
Errauschen und flüstern für und für,  
Und über dem wetterbraunen Dach  
Jagen sich ein paar Sinker nach.  
Inzwischen naht eine junge Dirn,  
Eine blonde Haarschanz über der Stirn.

Ehrwürden aus dem Schlummer juckt  
Und heimlich durchs Vorhanglöchlein guckt.  
„Bekenne,“ spricht er, „was hast begangen?“  
Da feuerwerken ihre Wangen.  
„Ah Gott, Ehrwürden, es ist nicht gut!“  
Bin halt ein gar verderbtes Blut.“  
„Bekenne alles unverhohlen!“  
„Hab einen alten Saßreif gestohlen,  
Den tät ich in den Rock mir nähen  
Und hernach vor den Spiegel stehen:  
Da hab ich geschwänzelt her und hin  
In meinem bösen, sündigen Sinn.“  
Auf einmal, silbern und halbverdrückt,  
Durchs Gotteshaus ein Lachen zückt  
Aus der steinernen Nische an der Wand:  
Die geschnitzte Maria mit weißer Hand  
Lupft überm blanken Opferstock  
Bis über die Knöchel den schweren Rock:  
Die Benedete, die Reine, die Süße,  
Sie zeigt die feinen, zierlichen Füße.

\* Entnommen dem Bändchen „Neue Gedichte“ von Adolf Frey, Cotta'scher Verlag, Stuttgart 1913. Geb. Fr. 4. — Des Zürcher Literaturprofessors Dichten ist Goldschmiedkunst, ist Brokatkunst Edelsteine in Gold gefaßt: weiße, sahne überlegene weiße Gedanken in glänzend gearbeitete Sprache gefaßt. Wie schimmerndes Gold auf satthellen Seiden- und Sammetstoffen: ein Bildereichthum, eine Kraft der Sprache, die beinahe die Empfindung weckt, als betrachte man ein Gemälde. An Böcklin und Koller lassen Verse denken wie die: „Auf schwarzem Wolkenhimmel fügt die Nacht und gießt mit leisen Schwingen unablässig die Regenbecher über das fahle Land ...“ „Aufzähnend stieß der Wind den regenschweren Tittich an die Flühe“, oder an Franz Hals die wundervolle Grandeza des Don Juan Sieteband des im „Geheimnis“. Von Lieb und Leid singt das Büchlein in schwerfällig-schwermütigen Tönen wie eines großen Dichters Kunst in die verwandten Künste Musik und Malerei hinüberfließen kann, beweisen das prächtige „Konzert“, „Der Engel des Paradieses“ u. s. f. Freys Kunst ist schwere, bedeutungsvolle Kunst. Sein Büchlein wird jeden Kenner entzücken.

H. B.

## □ □ Der Grossrat. □ □

Ein Idyll von Emil Schibli.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche“: 2. Preis.)

Der selige Fritz Zbinden, welcher während der letzten zehn Jahre seines Lebens Lehrer in Blümlișau gewesen war, hatte zu seinen Lebzeiten so vortrefflich hausgehalten, daß er bei seinem Tode seinem Ehereibe ein bares Vermögen von zehntausend Franken hinterlassen konnte. Der Tod hatte ihn ganz unvermutet und in seiner besten Kraft aus dem Leben

geholt. Der Lehrer war innerhalb drei Tagen an einer Lungentzündung, welche er sich bei einem Gang über Feld an einem stürmischen Februarstage zugezogen hatte, gestorben. Er hatte sich noch ungestüm mit dem Tode herumgestritten, ehe er sich ihm preisgab. Er war unergeben gestorben, wie es seinen Jahren zukam.

Das war nun fünf Monate her. Seine Witwe, Frau

Elisabeth, ergab sich ohne zu klagen in ihr Schicksal. Da sie durch das kleine Vermögen, welches der Mann ihr hinterlassen hatte, vor Not geschützt war, nahm sie ihre Familienangelegenheiten still und fest selber in die Hand und ließ sich von Leuten, welche meinten, sie müßten ihr darein reden, dieses nicht gefallen. Sie gab einem jeden zu verstehen, daß sie sich selber helfen könne. Und sie wahrte sich in diesen Dingen einen festen, guten Stolz. Im übrigen war sie eine bescheidene und schweigende Frau. Ihr Wesen war aber von einer milden, äußeren Schönheit und wie von einem leisen, inneren Glanze überzont.

Seit ihres Mannes Tod suchte sich Frau Elisabeth ihren Erwerb als Glätterin in Bern. Sie ging fast an allen Werktagen nach der Stadt hinüber. Es war dies für sie zwar beschwerlich, dieses immerwährende hinundher von Blümisau nach Bern und von Bern nach Blümisau. Aber sie hätte es nicht über sich gebracht, die freie, frische Landluft, den blauen Himmel und die liebe Sonne gegen die grauen, engen Stadtmauern zu vertauschen. Und da nun die Zeit kam, wo in ihrem Buben das Blut gährend unruhig wurde und die junge Seele nach vielen Dingen zu fragen anfing, mochte sie ihn in keine Enge hineinbringen, solange dieses nicht sein mußte. Ueberhaupt, sie konnte es sich nicht denken, daß sie ihr Leben anderswo als in Blümisau beschließen sollte. Da war sie nun seit zehn Jahren und hier wollte sie bleiben. Auch war ihr der Weg zur Stadt so lieb geworden, daß es für sie eine Entbehrung gewesen wäre, wenn sie ihn nicht hätte gehen können. Da sah sie jeden Morgen hinter hügeligen Feldern und Wiesen die schöne, liebe Stadt Bern mit dem mächtigen, stolzen Bundeshaus und dem hohen Münsterturm dahinter. Und die alten, standhaften Häuser auf dem Felsen über der Aare, schauten zu ihr herüber wie eine Reihe von derben und starken alten Eidgenossen. Weiter hinten liegen grüne Täler. Daraus erheben sich blaue, waldige Hügelzüge, und ganz zu hinterst recken sich die stolzen Oberlandberge bis an den Himmel. Und wie war das schön, wenn sie am Abend heimkam und da die biederer, von Wohlhabenheit zeugenden Bauernhäuser mit den weit ausladenden Vogendächern, mit den Blumen in den Fenstern und den wohlgepflegten Gärten davor sah. Nicht weit hinter dem Dorfe steht ein alter, hoher Tannenwald. Ein stilles, trauliches Tal mit nur wenigen, einzeln stehenden Gehöften und mit schönen Durchblicken nach dem Jura hinüber, zieht sich nordwärts nach der Aare hin. Wenn sie an all das dachte, so schien es der Frau Elisabeth, daß auf dem ganzen, weiten Erdboden kein Ort so schön sein könne, wie Blümisau. Und wenn sie einen schweren Kummer hatte, so ging sie oft in das liebliche Waldtal hinaus, und gab ihre Sorgen da dem stillen, ruhigen Walten der Natur preis und kam nie ohne einen guten Trost heim.

Seit ihr Mann gestorben war, gingen die Tage in gleicher Weise hin und füllten ohne viel Aufregungen diese Zeit ihres Lebens aus. Sie gaben viel Arbeit, aber die Abende brachten dafür eine gesunde, ehrliche Müdigkeit und die Nächte einen guten Schlaf.

Nun aber kam die Zeit heran, wo der Hans die Schule verlassen und einen Beruf erlernen mußte. Daraüber dachte Frau Elisabeth jetzt manche Stunde nach. Und es war wahr-

haftig keine leichte Sache. Denn der Sekundarlehrer, wie auch der Herr Pfarrer von Blümisau redeten dem Hans zu, ein Studium zu ergreifen, da er es bei seinen Anlagen und seinem Fleiße gewiß zu einer angejehnen Stellung im Leben bringen könne. Der Bub dachte noch nicht über solche Dinge nach. Er blieb in seinem Herzen ruhig und lebte sorglos seinen Tagen entgegen.

Aber die Mutter blieb nicht so ruhig. Der Hans war ihr einziges Kind und sie war stolz auf den gescheiteten und wohlgeratenen Buben. In manch einer Nacht, wenn er im Bett lag und schlief und die Mutter noch bei einer häuslichen Arbeit in der Stube saß, nahm sie die Lampe in die Hand und ging in die Kammer hinüber. Da trat sie sachte an sein Bett und schaute lange auf das frische, blühende Kindergesicht. Dann wurde sie in ihrem Herzen reich und froh, in ihre Augen kam ein Glänzen und sie dachte: „Wenn ich will, so kann ich meinen Hans einen Doktor werden lassen. Und ich brauche keinen Menschen darum zu fragen oder um etwas zu bitten, ich kann es ganz aus eigener Kraft. Da würden dann die Blümisauer Augen machen, poß tausend!“ Wurde der Bub dann von dem Lampenschein unruhig, so ging sie leise und rasch hinaus, zurück in die Stube. Da rechnete sie. Sie wollte so lange schaffen, bis sie aus eigenem noch ein paar tausend Franken zu dem Vermögen ihres seligen Mannes legen konnte. Damit der Hans einen sicherer Grund unter den Füßen hatte, wenn er einmal selber im Leben stehen mußte, oder wenn sie vor der Zeit sterben sollte. Denn, dachte sie, Armut ist wohl keine Schande, aber eine Bitternis. So rechnete sie mit ihrem und ihres Buben Leben. Aber zuletzt sagte sie leise in Demut: „Wenn's der Herrgott will,“ und holte die Bibel hervor und las darin noch ein Kapitel oder einen Psalm, ehe sie zu Bett ging.

Indessen kam der Tag näher, an welchem der Hans der Schule entlassen wurde. Eines Abends kam der Gemeindepräsident Renfer. Er hatte nach dem Tode ihres Mannes der Frau Zbinden angeboten, die Vormundschaft über den Buben anzunehmen. Da er überall als ein ehrenwerter und gerechter Mann in Ansehen stand, war Frau Elisabeth gerne damit einverstanden.

Es war ein kalter und trüber Märzabend, als der Präsident kam. Es regnete und die Bäume standen schwarz und glänzend auf den Wiesen und streckten ihre kahlen Äste trübselig und wie in stummer Not in die Luft. Von den Bergen kam ein rauher, heulender Wind und jagte die Wolken hin und her. Der Präsident schüttelte sich. „Es ist ein Sauwetter,“ sagte er. Seinem äußeren Ansehen nach war er ein großer, behäbiger und wie es schien, wohlwollender Mann. An seiner Stirn und seinen Augen sah man, daß er klug und offen sei.

Der Hans war allein in der Stube, als er kam. Die Mutter sei noch in Bern und komme heut allweg nicht vor zehn Uhr heim. „So, so,“ sagte der Präsident, „dann komme ich morgen noch einmal, ich habe mit der Mutter zu reden. Aber weil ich jetzt gerade da bin, kann ich ja mit dir auch reden. Es handelt sich nämlich um dich.“ Der Bub rückte seinem Vormund einen Stuhl herzu. „Nehmet Platz, ich komme bald wieder.“ Er ging hinaus. Der Präsident setzte

sich aber nicht. Er trat an ein Fenster, trommelte mit den Fingern an eine Scheibe und schaute in die Dunkelheit hinaus und den Regentropfen am Glase zu, welche sich durch das Klopfen seiner Finger in merkwürdig krummen Linien zueinander fanden, bis ein großer schwerer Tropfen aus ihnen wurde, der dann eilig und gerade an der Scheibe herabließ.

Das Unwetter draußen hatte sich ausgetobt. Nur der Wind kam noch etwa in schweren, wichtigen Stößen von den Bergen her und trollte sich murrend, wie ein verdrossener Vagant durch das Land. Zwischen den Wolkenfelsen am Himmel lag hier und da ein Stücklein tiefer Bläue, und manchmal glänzte darin ein goldener Stern und zitterte leise, als ob ihn fröre. Indessen kam der Hans mit einem halben Liter Wein in die Stube zurück. Da wandte sich der Mann vom Fenster ab. „Aha“, sagte er, „das wäre jetzt nicht nötig gewesen. Der Hans schenkte ihm ein Glas voll und setzte sich gegenüber an den Tisch. Und während der Präsident trank, räumte er Schreibhefte und Schulbücher, mit denen er beschäftigt gewesen war, beiseite. „Aha, du hast Aufgaben gemacht?“ sagte der Präsident. „Zeig mir einmal so ein Heft?“ Es waren deutsche Lesestücke ins Französische übersetzt. Unter jeder Übung stand mit roter Tinte von der Hand des Lehrers geschrieben, ein bien oder très bien. Der Präsident blätterte das Heft mit Wohlgefallen durch.

„Los Hans, du kommst nun in vierzehn Tagen aus der Schule. Was willst du dann anfangen? Hast du es dir jetzt überlegt, ob du ein Studierter werden willst oder nicht? Es ist wahrhaftig schade, wenn du deine Anlagen nicht zu Nutze ziehst. Dass du Anlagen hast, kann man ja aus deinen Schulheften heraus sehen. — Oder hast du dir sonst etwas ausgedacht?“

Der Bub stützte den Kopf mit seinen Armen.

„Ja bisweilen wohl, aber so recht und ernsthaft noch nie, denn ich habe immer gedacht, das hat jetzt noch lange Zeit, und wenn es dann einmal sein muss, so kann ich mich an einem einzigen Tag besinnen. Ja, warum auch nicht? Ich weiß ja von keinem Beruf, wie er ist und ob er mir, wenn ich ihn erlerne, gefallen wird oder nicht. Das weiß ich nicht zum voraus. Und Anlagen hab ich gar nicht, wie Ihr sagt. Etwa wie der Fritz Bohnenblust, welcher immer sagt, er wolle Künstler werden, und es ganz bestimmt weiß, dass er das wird. Ich kann in der Schule alles etwa gleich gut, und deshalb weiß ich nicht, was ich werden soll. Aber wenn es etwas Rechtes ist, wo ich einen guten Lohn verdienen kann und etwas leisten muss, so will ich es schon werden und es kommt mir nicht auf ein Tüpfelchen darauf an, was es ist. Die Mutter hat es jetzt schwer. Und es ist mir am liebsten, wenn ich bald etwas verdienen kann, dass sie es dann leichter hat.“

„Los Hans, vorige Woche war ich in Bern und kam zufällig mit einem Freund zusammen, welcher Fürsprecher ist

und an der Spitalgasse ein weitbekanntes Advokaturbureau betreibt. Dieser Mann sucht einen Lehrling. Er fragte mich, ob ich ihm keinen Burschen wisse, der Lust hätte, das Notariatswesen zu erlernen. Da dachte ich an dich. Es wäre gewiss kein schlechter Beruf und hätte später durch die Beziehungen des Fürsprechers Aussicht, als eidgenössischer Beamter in Bern dein gutes Fortkommen zu finden. Du würdest auch von Anfang an Lohn erhalten, vierzig Franken im Monat. Was meinst du? Überleg dir die Sache einmal. Ich will dann auch noch mit deiner Mutter darüber reden.“ Er erhob sich. „Gut Nacht, Hans. Grüß mir auch die Mutter.“

Bald nachdem der Präsident das Haus verlassen hatte, kam die Mutter heim. Und da der Hans sehr begierig war, ihre Meinung zu hören, erzählte er alsbald, was vorgefallen sei. Die Mutter war nun freilich dermaßen überrascht, dass sie nicht sogleich zu Worten kommen konnte. Denn im stillen hatte sie je länger je mehr daran gedacht, den Hans studieren zu lassen. Wenigstens ein Lehrer sollte er werden. Sie sagte ihm nun alles so, wie sie es gedacht hatte. Aber da widerredete ihr der Bub.

„Rein Mutter, dazu sind wir zu arm. Ich will nicht, dass du noch weiter so wie ein Ross schaffen musst. Ich will dir helfen Geld verdienen. Und ich hätte, glaub ich, auch keine rechte Freunde am studieren. Immer nur Bücher und Schreibhefte um mich herum zu haben, wäre nicht, was mir gefällt. Ich möchte jetzt lieber eine rechte, währhafte Arbeit anfangen. Sag einmal, was meinst du zu der Stelle bei dem Fürsprecher?“ Sie berieten noch eine Weile und kamen überein, dass der Hans es dort ja probieren könne.

Am nächsten schulfreien Nachmittag gingen der Präsident und der Hans mitsammen nach Bern zu dem Fürsprecher. Sie vereinbarten als Anfang der Lehrzeit den 1. April.

Von seinen Mitschülern erwählten sich etliche einen Kaufmännischen Beruf. Einige andere wollten ein Handwerk erlernen, und nur drei blieben auf den Hößen ihrer Väter, um Bauern zu werden. Von diesen dreien aber sprach man nicht, denn es dünkte die Buben, diese ergriffen den am wenigsten ehrenhaften Beruf von allen. Zufällig waren sie von allen auch die trügsten Köpfe, und das bestärkte die Buben in ihrer Meinung, dass zu einem Bauer der Dummste noch eben gut genug sei. Einzig der Hans dachte im stillen, diese drei hätten es nun am besten. Er dachte vorläufig noch nicht weiter darüber nach warum, er fühlte nur immer wieder diesen Gedanken in sich und kam davon nicht ab.

Der Fritz Bohnenblust war unter allen der einzige, welcher die Schulbank nicht verließ, sondern nur vertauschte. Er sollte nach dem Willen seines Vaters, des Sekundarlehrers, das Lehrerseminar in Bern besuchen. Aber der Fritz sagte immer: „Ich will Künstler werden, Musiker. Sagt das, wenn einer euch fragt. Ich werde nicht Lehrer. Das Seminar soll bloß zu meiner allgemeinen Bildung dienen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Öffentliche Bauten.

Von Hermann Röthlisberger, Bern.

„Jede Zeit schreibt ihre Geschichte am wahrsten in den Kunstwerken, die sie schafft.“ (Hermann Grimm.) Nicht an Kunstdenkmäler, die die Museen füllen, denken wir in erster Linie. Werke, die aus den Forderungen eines Volkes erstan-